

Aho

Juhani

Späne

Als Vorlage diente:  
Aho Juhani  
Späne  
aus: Finnländische Rundschau,  
herausgegeben von Ernst Brausewetter  
Verlag von Duncker und Humblot, Leipzig, 1901, S. 76-88  
Aho Juhanis *Späne* übertragen von Ernst Brausewetter  
Cover unter Verwendung eines Gemäldes von Akseli Gallen-Kallela

*ngiyaw* eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

*ngiyaw* eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2007 Peter M. Sporer für *ngiyaw* eBooks.  
Földvári u. 18, H - 5093 Vezseny (ebooks@ngiyaw-ebooks.de).

Erstellt mit Corel Ventura 10, das die Corel Deutschland GmbH.  
freundlich zur Verfügung gestellt hat.

Gesetzt in der Baskerville Book.

# Aho Juhani

## Späne

## Unter Gesang

Unter Gesang baute das Vogelpaar sein Nest im Lenz, zwitschernd trugen sie Stroh zu ihrer neuen Wohnung herbei. Es hallte durch die Wälder, und rings an den Ufern echote es wider von ihrer Arbeitsfreude.

Und der Wanderer lauschte auf den Gesang und meinte, die Sänger hüpfen beschäftigungslos von Ast zu Ast.

Und doch war es ihr emsigster Arbeitstag, und sie hatten kaum Zeit, zur Ruhe zu gehen während der kurzen Sommernacht.

Als aber das Nest gebaut war, verstummte der Vögel Gesang, und stumm vor Glück barg das Weibchen unter sich die Schätze ihres Glückes, während das Männchen ihr jeden Morgen einen vollen Tisch deckte zum Beweise seiner Liebe und seiner Verehrung. Und ihr Glück war so gross und voll, dass es in Tönen nicht ausgedrückt werden konnte.

Das Nest wurde aber zerstört und sein Inhalt fiel zu Boden und wurde an den Steinen zerschmettert.

Da setzte sie sich nicht auf den Zweig, um über ihr Leid zu brüten oder um piepsend ihren Verlust zu beklagen. Ein neues Nest wollte sie bauen, einen neuen Arbeitsgesang anstimmen. Und sie stimmten ihren Gesang an, einen so schmelzenden und tiefen Gesang, dass alle Vögel der Luft darauf lauschen mussten und zu Hilfe eilten. Du wusstest, dass der Herbst gekommen war, aber du glaubtest wieder im Lenzwalde zu weilen. Und erst als das neue Nest gebaut war, und das Weibchen wieder unter seiner warmen Brust die Schätze seiner Freude barg, verstummte ihr Gesang.

\*

Unter Gesang wurdest auch du, mein Land, aufgeweckt aus deinem hundertjährigen Schlummer; die grossen Dichter spielten dich wach, mein Volk, und die alten Runen der Väter trieben den Schlaf aus deinen Augen.

Und die Jugend zog von Stadt zu Stadt mit den Worten der Seher auf ihren Lippen. Du glaubtest, sie sängen zu ihrer eigenen Freude, und doch trugen sie Steine zum Unterbau unseres Hauses und sammelten Opfergaben für den Altar des Vaterlandes.

Die Wände erhoben sich, das Dach wurde gerichtet, und bald wehte die Fahne der Aufklärung auf dem Dach von tausend Heimen.

Unser Nest wurde zerstört, unser Haus niedergerissen . . . .

Aber kaum war es zerstört, so ertönte wieder der Arbeitsgesang der Zimmerleute über Land und See . . . .

Ich sehe sie die Schwingen heben, Finnlands Sängerscharen, ich sehe Jungfrauen und Jünglinge in weissen Mützen fortziehen zu den entlegensten Dörfern. Der Gesang klingt heraus aus den grossen Sälen, und das Echo antwortet von den Thüren der niedrigsten Hütten.

Lasst uns unter Gesang den Nebel der Einöden zerreißen, unter Gesang die Wälder in Hoffnungsblau kleiden . . . .

Lasst uns unter Gesang den Erdfrost in unserer Brust zum Schmelzen bringen und die Ruinen in grünende Höfe verwandeln . . . .

Lasst uns unter Gesang das verheerte Nest, unser Land, wiederaufbauen.

\*

**»Lösch' du nur aus, ich zünde an!«**

Eine finstere Winternacht verhüllte die ganze nördliche Erde. Die Sonne war versunken, in den niedrigen Hütten aber leuchtete der Lampen bleiches Licht, und, den neuen Morgen erwartend, suchten die Menschen ringsum ihre Freuden auf.

Aber der Geist der Finsternis verstattete sie ihnen nicht, der Geist, der sich des sonnenberaubten Nordens bemächtigt hatte. Da er, draussen lauend, das Licht durch die Fenster schimmern sah, polterte er ins Haus hinein, so breit die Thüre war.

— »Puh!« machte er und blies erbarmungslos die Lampe aus.

Und niemand wagte die Lampe wieder anzuzünden, die der Geist ausgelöscht.

Wie soll man da Rat schaffen? fragten einander die Bewohner der niedrigen Hütte, als sie im Finstern sassen.

Aber kaum war der Geist der Finsternis gegangen, da glitt der Genius des Lichtes zur Thür herein.

— »Lösch' *du* nur aus, *ich* zünde an! sagte er und steckte die Kerze auf dem Tische in Brand.

Danach eilte er hinter dem bösen Geiste her. Und der böse Geist vollführte dasselbe Werk in den anderen Höfen, löschte alle Lichter aus und liess die Menschen im Finstern sitzen. Der gute Genius aber schlich ihm auf den Fersen nach, und wo die Lampen erloschen, da entzündeten sich die Kerzen.

Als aber der böse Geist hinter sich blickend gewahrte, dass die Lichter immer noch brannten, da stürzte er in den ersten Hof zurück.

— »Puh! Puh!« machte er und blies die Kerze aus.

Und niemand wagte die Kerzen anzuzünden, die der Geist ausgelöscht.



— »Auch die Kerze hat er ausgeblasen! Wie soll man da Rat schaffen?« fragten einander die Leute, die im Finstern sassen.

Aber kaum hatte der Geist das Thor erreicht, da schlüpfte der Genius durch die noch klaffende Thür herein und fragte raunend, ob keine Kienspäne im Hofe wären.

Es gab aber Kienspäne im Hofe, schon bestellt seit alten Zeiten, vom Altväterchen gespalten.

— »Einen Kienspan an den Wandhaken in die Klammer!« sagte der Genius, raffte einen Span vom Balken an der Decke, wo sie zum Trocknen hingelegt waren, blies vom Herde Feuer daran und sprach, der Schalk:

— »Lösch' *du* nur aus, *ich* zünde an!«

Und wo die Kerzen in den Höfen erloschen, da entzündeten sich die Kienspäne, und wiederum sah der böse Geist allerorten die Lichter schimmern, wo er es eben finster gemacht. Und ein drittes Mal stürzte er zur Stubenthür herein.

— »Puh!« machte er, — aber der Kienspan wollte nicht verlöschen. — »Puh!« — »Puh!« und erst beim dritten Mal verlosch der Kienspan.

Und wieder wagte niemand das Licht von neuem anzuzünden, das der Geist so boshaft ausgelöscht.

— »Wie soll man da Rat schaffen?« fragten sich die Leute im Finstern, als sie den Genius heranschleichen hörten.

— »Feuer auf den Herd!« rief der Genius, und sofort flammte ein fröhlicher Feuerbrand auf dem Herde, und jubelnd leuchteten die Augen des Genius in der Lohe, da er rief:

— »Lösch' *du* nur aus, *ich* zünde an!«

Und wo immer der Geist der Finsternis zum Kummer der Menschen die Spanfeuer auslöschte, da steckte der Genius des Lichts zu ihrer Freude sofort ein Herdfeuer an; und dies leuchtete, dass die Schneerinde flimmerte und die Wipfel der Bäume weithin in Röte erstrahlten.

Aber da ergrimte der böse Geist, und mit stieren Augen und aufgeblasenen Backen polterte er herein wie ein Wirbelwind.

— »Puh, puh, puh!« blies er. — »Puh, puh, puh!« pustete er.

Aber je mehr er blies und pustete, um so höher stieg das Feuer auf dem Herde empor, um

so gewaltiger lohte die Flamme auf der Feuerstätte. Auch flimmerte sie nicht bloss auf der Schneerinde, auch rötete sie nicht bloss die Bäume, — zum Himmel empor stieg die Lohe durch den Rauchfang, und bis in ferne Dörfer glühte das Feuer, in fremde Länder das Licht.

Mit höchster Kraft versuchte er es, mächtig mühte er sich ab . . . . Ich weiss nicht, ob er es jemals ausgelöscht hätte. Aber ehe er es erreicht hatte, war die Nacht schon zu Ende, und die Sonne stieg empor, und kein Feuer mehr war vonnöten, und umsonst war das Werk des Geistes der Finsternis gethan. Denn am Tage vermögen auch die bösen Geister nichts — und nachts schützen mein Finnland die guten Genien.

\*

### **Die Wache am Kaiserdenkmal.**

Am Fürs des Alexanderdenkmals am grossen Blumentage.

Der Fuss des Denkmals ist ganz und gar von Blumen verdeckt. Der Platz von Tausenden von

Menschen gefüllt. Kein Flüstern vernimmt man, alles ist still, wie bei einem Begräbnis. Hier und da gehen Gendarmen auf und ab.

Ein »Ordnungswächter« — ein früherer Soldat — steht als Wache an dem Blumenhaufen. Er steht ruhig und ernst da, sein Gesicht drückt weder Freude, noch Trauer aus, aber in der Tiefe seiner blauen Augen lese ich seine Gedanken.

— Warum haben sie mich eigentlich hierher gestellt? Um zu bewachen? Was? Die Blumen? Aber niemand scheint sie fortnehmen zu wollen; sie wollen ja alle nur neue herbeitragen. Vielleicht, um die Ordnung aufrecht zu erhalten? Aber das thun sie selbst ja am besten. — Ich habe Ordre bekommen, hier zu stehen, bis der letzte Zuschauer fortgegangen ist. Vielleicht kann ich dann mein ganzes Leben hier stehen. Aber so habe ich doch einmal Ehrenwacht für den Kaiser stehen können . . . . und die Grundgesetze . . . .

Ein Choralton erklingt aus der Volksmenge. »Eine feste Burg ist unser Gott« tönt es von der Universitätstreppe, und von der Terrasse der

Nikolaikirche fällt man in die Melodie ein. Alle stehen entblösten Hauptes da. Der Ordnungswächter nimmt auch seine Mütze ab und steht da und hält sie in der linken Hand, wie bei einem Feldgebet.

Das war ein schöner Choral . . . .

Er setzt langsam die Mütze auf den Kopf. Eine Thräne glitzert in seinem Auge. Um sie zu verbergen, wendet er sich ab und thut, als wenn er die Blumen am Fuss des Denkmals betrachte.

Das war ein wunderbar schöner Choral.

Da ertönt plötzlich ein neuer Gesang. Es ist »Unser Land«. Alle Köpfe entblößen sich wieder. Der Ordnungswächter fährt schnell mit der Hand nach der Mütze. Aber gleich darauf zuckt er zusammen, senkt die Hand, erhebt sie halbwegs, senkt sie wieder und weiss offenbar nicht, was er thun soll.

Das da ist ja verboten . . . . es war Ordre gekommen, dass wir vor dem Volksgesang nicht Honneur machen dürfen. Die Gendarmen stehen da mit den Mützen auf dem Kopfe und die Hände an die Seiten gedrückt.

Er bedenkt sich und kämpft mit sich selbst,  
die Hand hebt sich und senkt sich und versucht  
am Mützenrande liegen zu bleiben . . . .

Er wird vielleicht seinen Abschied bekommen . . . . seines Dienstes beraubt . . . . Frau und Kind brotlos werden . . . . Alle anderen finnischen Ordnungswächter werden auch verabschiedet werden und fortgeschickt, vielleicht sogar der Chef . . . . Wer kommt an ihre Stelle? . . . . Die Gendarmen dort!

Seine Hand ist niedergesunken, hat sich wieder erhoben und wieder gesenkt.

Aber immer andächtiger, immer vertrauensvoller und kräftiger strömen die Töne aus der Brust der Tausende.

Es ist *meines Landes* Gesang! Es ist *meines Volkes* Gesang! Vor wem sollte ich Honneur machen, wenn nicht vor dem? . . . Mag es gehen, wie es will! Mag geschehen, was da will . . . . ich mache Honneur!

Die Hand fliegt hinauf zum Mützenrand und bleibt da liegen. Als wenn er ein Kommando hört, macht er Front gegen das Volk, und bis dessen Gesang an das Vaterland verklungen ist,

steht er da wie festgebannt an seinen Platz, stattdlich, wie eine Bronzestatue, das Gesicht gegen das Volk gerichtet und mit dem Schild der Grundgesetze hinter sich. Ruhe, Friede und festes Vertrauen strahlen aus seinem Antlitz, und ein Schimmer von Glück glänzt aus seinem Blick. Seine Lippen bewegen sich im Takt mit den letzten Tönen des Gesanges.

Irgendwo in der Volksmasse erhebt sich eine Frauenhand, ein kleiner Blumenstrauss fliegt im Bogen durch die Luft über die Köpfe hin und fällt vor dem Ordnungswächter nieder.

Er bückt sich danach, hebt die Blumen auf und legt sie, unter den schallenden Hochrufen auf das Vaterland, zu Füßen des Löwen nieder — des Löwen des Gesetzes.

\*

### **Eine Mutter.**

Mein innigstes Beileid, ich las in der Zeitung, dass deine Mutter gestorben ist!«

»Danke,« sagte er und erwiderte meinen Händedruck.

»Es ist ja schwer, seine Mutter zu verlieren. Aber — ich denke doch an ihr Scheiden mehr mit Freude, als mit Schmerz.«

Ich muss einräumen, dass ich ein wenig erstaunt aussah.

»Natürlich bin ich nicht froh darüber, dass meine Mutter starb,« beeilte er sich zu erklären, »obwohl sie, alt und kränklich, wie sie war, keine grosse Freude am Leben mehr hatte, — sie sprach oft, dass sie sterben möchte, das schwebte ihrem Geist als letztes Glück vor. Aber nun bekam ihr Tod gleichsam eine höhere Bedeutung und einen tieferen Gehalt, den ihr Leben nach ihrer Meinung nicht gehabt hatte . . . .«

Wir waren uns auf der Strasse begegnet, und er fuhr, indem wir nebeneinander weiterschritten, fort:

»Es war zur Zeit, als die Petitionsunterschriften an den Kaiser gesammelt werden sollten. Am letzten Sonntag sollten die Versammlungen dazu in allen Gemeinden abgehalten werden.



Ich hatte es übernommen, in meine Heimatgemeinde zu reisen. Wie du weisst, zogen Mutter und ich nach Vaters Tode nach Helsingfors. Ich war bereit, mit dem Abendzug, abzureisen, und hatte nur noch einen Gang in die Stadt gemacht. Als ich nach Hause kam, um meine Sachen zu holen, erfuhr ich, dass meine Mutter einen ihrer gewöhnlichen Anfälle bekommen hatte. Der Arzt gab keine Hoffnung, sie hätte nicht mehr viel Zeit übrig . . . . ich würde sie sicher nicht mehr am Leben finden, wenn ich fortreiste.

Ich eilte in ihr Zimmer. Sie hatte sich ein wenig erholt und war bei vollem Bewußtsein. Sie wusste, dass ich reisen sollte und kannte auch die Ursache der Reise. Sie war sehr betrübt gewesen, nicht über die Reise, zu der sie im Gegenteil mich anspornte, sondern über all' diese unglücklichen und widrigen Vorfälle, die über unser Land hereingebrochen sind. Sie hatten wohl das Ihrige beigetragen, ihre Nerven anzugreifen und ihr Leiden zu verschlimmern, das sie schon lange plagte. Um sie zu beruhigen, sagte ich sogleich, dass ich die Reise mir aus dem Sinne geschlagen hätte. — »Warum?« fragte

sie, »was sollte dich hindern zu reisen?« — »Aber ich kann dich doch nicht allein sterben lassen!« — »Könnte jemand anders an deiner Stelle reisen?« — Ich war genötigt einzuräumen, dass es sich wohl nicht mehr einrichten liesse. Aber dabei wäre ja nichts zu machen. Ich könnte ja jetzt nicht an dergleichen denken! — »Aber dann kann ja nichts aus der Versammlung und der Unterzeichnung der Adresse in unserm Heimatort werden?« — Ich musste einräumen, dass dem so wäre. Aber da ergriff sie meine Hand: »Höre, das darf nicht geschehen . . . . reise nur . . . . ich will nicht schuld daran sein . . . . reise nur . . . . Nichts aus der Versammlung werden? Nein, Liebster . . . .«

Sie wurde durch einen Hustenanfall unterbrochen und konnte lange kein Wort hervorbringen. Ich glaubte, es ginge schon mit ihr zu Ende. Als ich sie aber in den Betten aufgerichtet hatte, und sie wieder reden konnte, reichte sie mir ihre abgezehrte Hand und flüsterte: »Leb' nun wohl . . . . leb' wohl, wenn wir uns nicht mehr sehen sollten . . . . hier im Leben! Vielleicht sterbe ich doch noch nicht! Aber wenn ich inzwi-

schen fortgehen müsste, hätte ich doch wenigstens auch etwas vollbracht — etwas geopfert . . . . es ist ja nicht viel . . . . ebenso wenig, wie alles Andere, was ich . . . . was sollte wohl eine arme, unwissende und unvermögende Frau, wie ich . . . . ich habe nicht verstanden, für das Vaterland zu leben . . . . vielleicht könnte ich dafür sterben! Dann hätte ich doch wenigstens etwas ausgerichtet . . . . na, ja, also, leb' wohl! Ihr sollt nicht so traurig sein . . . . geh nun, dass du nicht zu spät kommst . . . .«

Ich musste ihr wohl gehorchen! Ich sah, dass ich sie nur betrübt hätte, wenn ich geblieben wäre. Als ich dann gehen musste, sagte sie noch: ›Hast du die Liste da, ich möchte sie auch unterschreiben . . . ., aber ich kann es jetzt nicht mehr, du kannst ja meinen Namen darunter schreiben . . . . mein Petschaft findest du in meiner Schreibtischschublade, wenn es nötig sein sollte . . . . Und sage ihnen in unserer Heimat, dass sie alle unterschreiben sollen . . . . der Lisa und Maja und dem alten Heikki . . . . sage ihnen, ihre alte Probstin . . . . ihre verstorbene Probstin,

hätte ich bald gesagt . . . . liesse sie grüssen . . . .  
aber sie thun es auch wohl von selbst . . . .«

Ich erreichte noch gerade den Zug, war zur rechten Zeit an Ort und Stelle und führte meinen Auftrag aus.

Als ich nach Helsingfors zurückkehrte, war meine Mutter tot. Die Wärterin erzählte mir, dass sie nach meinem Fortgang sehr unruhig gewesen sei, ob ich auch noch den Zug erreichen würde. Fortwährend hätte sie nach der Uhr gesehen und sich erst beruhigt, als sie meinte, dass ich wieder zu Hause sein müsste, wenn ich den Zug versäumt hätte. Als ich nicht wiederkam, hätte sie gesagt: »Gott sei gelobt, dass er nicht zu spät kam, dass er nicht um meinetwillen . . . .« und dann hätte sie kaum hörbar geflüstert: »Gott behüte unser Vaterland und sei mir gnädig!«

Das waren ihre letzten Worte. Und nun begreifst auch du wohl, warum ich eher mit Freude, als mit Schmerz an ihren Hingang denke.«

## Der Waldsteg.

Nachdem der Waldsteg fast unbemerkt von dem grossen Waldweg abgebogen ist, macht er eine Biegung um die vom Feuer verkohlte Fichte. Die Vorbeifahrenden beachten ihn gar nicht weiter, sie bemerken kaum, dass er da abbiegt, und selbst viele Fusswanderer wählen ebenfalls lieber den grossen Fahrweg. Aber Waldstege haben manchmal meinen Schritt zu den schönsten Gegenden des Landes geleitet und mich in das Allerheiligste der Natur hineingeführt, und darum wähle ich den Waldsteg.

Freilich niemals hat mich ein solcher zu stattlichen Kirhdörfern, grossen Gutshöfen und weiten, angebauten Feldern geleitet; aber wohl hat er mich zu schönen Schwendeäckern, über geheimnisvolle Moore und uralte Einöden geführt, an Bächen und Ufern kleiner Waldseen entlang und mich zu der Gatterthüre geführt, die zur Waldhütte gehört, und mich weiter gelockt zu dem neugebauten Häuslerhofe und noch immer tiefer hinein vorbei an demselben.

Er ist mir ein vortrefflicher Wegweiser und ein getreuer Freund gewesen, und wiewohl ich ihn oft vergessen, entsinne ich mich doch seiner jedes Mal, wenn ich mir ein echtes Bild des Landes vorzaubern will — des Landes, das das *meine* ist.

Denn mein Steg ist ganz gewiss kein gewöhnlicher Weg, sondern ein lebendes Wesen, das weiss, wohin es mich führt und was es mir zeigen will. Es kommt mir vor, als wüsste er, von wo er herkommt und wohin er geht. Nicht von Menschenhand ist er gerodet, sondern von selbst geboren und hat sich selbst gebildet. Er streckt sich nicht, wie der blinde Landweg dorthin, wohin ihn die Menschen leiten, nicht wie die Eisenbahn, die sich den Kopf am Felsen zerschlägt oder ihn durchbricht. Er wandert hin auf eignen Füßen, und darum ist er achtsam und beobachtend und spart seine Kräfte. Darum geht er immer den geradesten Weg, auch wenn er sich bisweilen vorschlingeln müsste; darum ermüdet er nicht den Wanderer; sondern sorgt sich um ihn und erleichtert ihm die Beschwerden. Er führt ihn nicht zur breitesten Stelle des

Moore's, da er den kürzesten Weg sucht; sondern er erspäht schon von Weitem den schmalsten Übergang und leitet ihn dorthin und vermeidet sumpfige und schmutzige Stellen, sucht immer dem Wanderer festen Boden unter den Füßen zu bieten. Und wie geschickt steigt er den Berg hinauf! Niemals läuft er steil bergauf; findet aber doch immer den kürzesten und leichtesten Weg. Es ist, als wollte er mit List den Bergausstieg nehmen. Du glaubst vielleicht, dass er, wenn du seinen Windungen folgst, seinen Vorsatz vergisst, die Richtung ändert und zum Fuss des Berges zurückkehrt; du wirst vielleicht missgestimmt darüber und setzest den Aufstieg auf eigene Hand fort — bis du auf eine jähaufragende Felswand oder auf eine unübersteigliche Menge von Windstürzen stösst — und du siehst, dass dein Steg sich zwar in einem Bogen geschlängelt hat, aber gleichwohl zu dem Punkte führt, zu dem du hinstrebst. Folge ihm nur vertrauensvoll, und du kannst sicher sein, dass er, nachdem er dich zur Spitze des Berges geführt hat, dir die weiteste und schönste Aussicht eröffnen wird. Dort erweitert er sich etwas

und verzweigt sich, als wenn er da auch selbst verweilt hätte, um in die Welt hinauszuschauen, und wenn er sich umgesehen hat, beginnt er sich wieder hinabzuschlängeln, ganz ruhig und gelassen, wie ein Waldbach zwischen den Bäumen sich durchschmiegt.

Er liebt nicht die Einförmigkeit und vermeidet, so weit als möglich, langweilige Gegenden. Wenn es sich nur irgend machen lässt, beeilt er sich, einen Blick über Wiesen und Heuställe, Laubwäldchen und Moore zu werfen. Wenn er im Walde eine Schwende oder einen Acker antrifft, sendet er ihnen einen Gruss, und giebt es in der Nähe eine Quelle, nimmt er gern den Weg an ihr vorbei. Nicht einmal auf offenem Feld verwandelt er sich in eine schnurgerade Linie, sondern bildet fortwährend Winkel und Schwingungen. Und doch, wenn es Not thut, zeigt er sich stark genug, auf seinem Recht zu bestehen. Findet er es notwendig, vorwärts zu kommen, giebt es nichts, das ihn daran hindern könnte. Da hat er weder Scheu vor der besten Wiese, noch vor einem Saatfelde; denn ist er einmal von seinem guten Recht überzeugt, giebt es



nichts, was ihn zwingen kann, Umwege zu machen.

Und der Wanderer fühlt auch kein Verlangen, seine Freiheit zu stören. Der Einödebauer ist zartfühlend gegen seinen Freund, dankbar dem Wegweiser, dem bereits seine Vorväter treulich gefolgt sind und der einen Teil ihres Lebens ausmacht. Und wenn er gezwungen ist, einen Schwendeacker anzulegen oder ein Gatter an den Plätzen, wo der Steg durchläuft, dann versieht er sein Gatter mit zierlichen Gatterthüren und verletzt und brennt die Stelle nicht aus, die dem Stege gehört. Und ist der Steg in Sumpfboden geraten oder im Moor versunken, wirft der Bauer gefällt Bäume über den verräterischen Morast und hilft ihm so wieder zurecht. Und ist es dem Steg widerfahren, dass er sich verirrt hat, was einem Steg auch passieren kann, da er dem preisgegeben ist, vergessen zu werden und allzu lange sich selbst in Stand halten zu müssen, haut der Bauer Zeichen in die Bäume und hilft ihm so zur Wiederauferstehung.

Vielleicht bist du geneigt, zu glauben, dass der Waldsteg seinen Weg ganz allein wandert,

dass er ein einsames Leben führt? Denn selten begegnest du jemand, wenn du einen solchen verfolgst, und endlose Stille herrscht stets um ihn. Und wenn auch jemand daherkommt, du siehst, und hörst ihn nur ganz flüchtig, denn er verschwindet ja bald hinter der Wegbiegung. Und dennoch vernimmt der Steg vieles lauschend und sieht mancherlei. Die Geheimnisse aller bekommt er zu hören, und alle schenken ihm ihr Vertrauen. Junge Liebende suchen ihn gern auf, um, dicht aneinander geschmiegt, sich von ihm leiten zu lassen, die Hirtin singt dort ihre Freude aus oder klagt leise über ihr Leid. Herden sieht er und Hirten und Jäger, Vögel zwitschern auf den Bäumen ringsum, der Hase schiesst lange Strecken auf seinem Rücken entlang und wählt bei ihm seine Ruheplätze, denn der Steg ist sein bester Bundesgenosse und lockt die Füchse und Hunde vorbei. Aber seine grösste Freude hat er am Eichhörnchen, das sich von einem Ast herabstürzt und mit einem Tannenzapfen im Munde dahinhuscht oder wie ein Pfeil auf den Baum hinaufschiesst, um sich dann

auf einem Stammende hinzusetzen und an seinem Zapfen zu nagen.

Wie anspruchslos kommt er nicht zum Hof, mein Waldsteg, wie rücksichtsvoll schmiegt er sich nicht längs des Ackerrains hin! Zu grossen Höfen, zu stattlichen Herrengütern wagt er sich fast gar nicht. Er verschwindet plötzlich und taucht auf der andern Seite des Hofes wieder auf, wo er in seltsamer Weise gelandet ist, entweder so, dass er einen Umweg gemacht oder unter der Erde hingezogen ist. Er verschwindet eher, als dass er seine Selbständigkeit verliert und ein gewöhnlicher Sandweg wird. Aber zum kleinen Häuslerhof kommt er, als wenn er zu seinem Heim käme; er tritt so bekannt und vertraulich bis zur Schwelle der Hütte hin und er bietet sich, die Häuslerin quer über den Grasplatz des Hofes zum Schuppen zu führen. Dort behagt es ihm gut und dort weilt er gern und wandert, gleich ungestört, weiter, wie er kam.

Wird auch einmal bei uns der Morgen grauen, da aus jedem Waldsteg ein Landweg geworden ist? Wird der Tag anbrechen, da die Stege, die sich im Schatten durch die Einöde

schlängeln, sich in breite und gerade Wege voll Wagengeratter und Staub verwandeln?

Wenn das geschehen ist, wandern die Menschen nicht mehr mit beschwingten Schritten und hoherhobenen Hauptes; sondern werden mit krummgebeugtem Rücken und zu Boden gesenkter Stirn müde und unlustig auf der geraden und breiten Linie hintrotteln, auf der ein Werst ihnen lang erscheint, wie eine Meile. Kurz wird die weiteste Strecke bei der Wanderung auf Waldstegen, denn bei jeder Biegung des Weges erwacht wieder die Hoffnung, bald das Ziel zu erreichen. Lang ist eine Landwegswanderung, auch wenn man des Ziel erblickt, denn immer scheint es ferner zu sein, als es ist.

Ehemals war mein Leben ein Landweg, auf dem ich im Wagen von Stadt zu Stadt gerüttelt wurde. Aber bei der vom Feuer verkohlten Fichte nahm mein Weg einmal eine andere Richtung, und ich betrat den Steg, der mich nun hinführt zu der unendlichen Einöde; und ich weiss nicht und will nicht wissen, wo er endigt, — wie ja keiner weiss, wo der Endpunkt des Waldweges ist. Aber eines weiss ich, und das ist, wenn

ich ihn nur recht zu wandern verstehe und nicht auf andere Wege abbiege, wird er mich schliesslich einmal zum grossen Frieden der Einödestätten führen.

Und sollte ich einmal abbiegen — führt ihr, meine Schutzgeister, dann meinen Fuss wieder auf den Waldsteg!

Zu beiden Seiten des Landwegs begruben die alten Römer ihre Toten, damit sie die Einsamkeit nicht so schwer empfinden sollten. Ich wünsche, ich könnte ruhen, wo zwei Waldstege sich kreuzen, wo der Hase vorbeihüpft und das Eichhörnchen mit einem Tannenzapfen im Munde umherhuscht, wo die Vogelschar zwitschert und glückliche Menschen Hand in Hand lustwandeln, ohne zu ahnen, dass in ihrer Nähe jemand ruht, der sich über ihr Glück freut.

\*